Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 62 (1942)

Artikel: Über den Stand der Ortsnamenforschung im Kanton Zürich
Autor: Saladin, Guntram
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985626

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über den Stand der Ortsnamenforschung im Kanton Zürich.

Von Dr. Guntram Saladin,
Redaktor am Schweizerischen Idiotikon.

Die Erkenntnis, daß die Ortsnamen eine grundlegende Geschichtsquelle darstellen, hat schon Ferdinand Keller ausgesprochen, und er hat die Freunde der Altertumsforschung aufgefordert, sie zu sammeln und zu erklären. Der Anregung folgte nach zehn Jahren die Tat. Die unter Mithilfe des Germanisten Prof. Ludwig Ettmüller entstandene, 1849 als 3. Heft des 6. Bandes der Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich erschienene Bearbeitung der Ortsnamen des Kantons Zürich von Dr. Heinrich Meyer steht am Anfang der schweizerischen Ortsnamenforschung. Sie ist für ihre Zeit eine bedeutende Leistung. Um ihren Wert richtig zu ermessen, muß man bedenken, daß damals die neblige Keltomanie, die unter Professoren wie Franz Joseph Mone und Joh. Baptist Brosi so absonderliche Blüten trieb, in der Luft lag, daß erst Pfarrer Franz Joseph Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons einen dürftigen Einblick in den schweizerdeutschen Wort- und Formenschatz geben konnte. Daß Heinrich Meyer gelegentlich der allgemeinen Neigung verfiel, als keltisch anzusehen, was er nicht erklären konnte, ist begreiflich; aber dieser Schaden ist verhältnismäßig gering. Daß sein Buch heutigen heimatkundlichen und wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr zu genügen vermag, liegt begründet in der Beifügung zum Titel „aus den Urkunden gesammelt und erläutert". Die erste Quelle für die Sammlung und Erklärung des Namengutes ist das bodenständige Bauernvolk und seine Mundart, Natur und Landschaft selbst. Diese Quellen auszuschöpfen, war einem Einzelnen nicht

möglich. Meyers Namenstoff ist zwar urkundlich gut belegt, aber nicht ganz zuverlässig und bei weitem nicht vollständig. Die mundartechte Aufnahme des gesamten Materials wurde erst ermöglicht durch die mit dem Kantonalen Vermessungsamt verbundene Flurnamenkommission, besonders seitdem Kantonsgeometer Walter Leemann 1934 ihre Arbeitsweise so geregelt hat, daß sie mit dem Fortschreiten des Vermessungswerkes das Namengut in unmittelbarer Fühlung mit den Ortsbehörden und bodenständigen Gewährsleuten an Ort und Stelle erhebt. Dabei zeigt es sich stets von neuem, wie notwendig es ist, in Anbetracht der mannigfachen Verderbnisse der Schreibung, denen die Namen infolge des mangelnden Verständnisses für Wesen und Wert der Volkssprache ausgesetzt waren, auf das wirkliche Sprachleben zurückzugreifen. Es bietet sich dabei auch die Gelegenheit, die nicht wenigen, oft natur- und kulturgeschichtlich wertvollen Flurnamen zu retten, die infolge von Güterzusammenlegungen, Bodenverbesserungen, Flußregulierungen unterzugehen drohen. Meyer gibt verhältnismäßig wenige Namen in echter mundartlicher Form, so z. B. „Tüffi", „Tüffen" für die falsch verschriftdeutschten Teuffe, Teuffen. Bezeichnend für die noch mangelhafte Aufmerksamkeit gegenüber der Mundart ist etwa die Tatsache, daß er wohl die alte Form „buhil", die Schriftform „Bühl" und alte Schreibungsvarianten verzeichnet, aber nirgends das vorherrschende volksmäßige „Büel"; die Form „Bül" gilt besonders im Zürcher Oberland, wo es wohl Kompromißform ist zwischen dem westlichen „Büel" und dem st. gallischen „Büchel". Daß Deutungen auf Grund von bloßen Schreibformen zu Irrtümern führen können, beweist z. B., wie es sich später zeigen wird, Meyers unrichtige Deutung des Winterthurer „Eschenberges". Glaubhafte Erklärungen können oft nur erwachsen aus der Beobachtung und Beschreibung des Geländes, aus der Kenntnis dessen, was der Bauer über seine Fluren weiß. Wenn Meyer z. B. bei einem Flurnamen „Wolfzangen" nicht entscheiden kann, ob es sich um eine alte Wolfsfalle handelt oder um eine Korruption von „Wolfharteswangen", so hätte er doch schauen und sagen müssen, ob die Flur eine schöngelegene, fruchtbare „Wang" ist, die zur Siedelung einlud, oder ein unwirtlicher Waldwinkel, wo der Bauer dem gefürchteten Räuber beizukommen suchte. Wenn die Namen „Genter" und „Gentenwis"

kühn mit „Gand“ (Steingeröll) erklärt werden, so glaubt man das schon deswegen nicht, weil über die Bodenbeschaffenheit der Fluren nichts gesagt wird[1]).

Hier liegt der schwächste Punkt der ganzen alten Namenkunde. Zuviel Spekulation, zu wenig Schau, zu viel abstrakte Deutung, zu wenig greifbare Erklärung; Ortsnamenforschung kann in der Stubenluft nicht gedeihen. Mit diesem Mangel hängt es auch zusammen, daß man sich unverhältnismäßig viel Mühe gibt um die nebensächliche Frage der in Ortsnamen enthaltenen Personennamen, während man große siedlungsgeographische und natur- und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte vernachlässigt, die das Namengut erst der Erforschung wert und für verschiedene Zweige der Heimatkunde fruchtbar machen. Das Werk Meyers gilt in Kreisen der Lokalforscher noch vielfach als das maßgebende Zürcher Ortsnamenbuch und es ist leicht nachzuweisen, wie es in Auffassung und Darstellung bis ins einzelne nachwirkt. Man sollte aber endlich über dieses Anfangsstadium der Namenforschung hinauszukommen suchen. Für die sprachliche Seite der Arbeit stehen uns heute zehn Bände des Schweizerdeutschen Wörterbuches, zwanzig Bände schweizerdeutscher Mundartgrammatiken und das ungemein reichhaltige und gediegene Rätische Namenbuch zur Verfügung, von denen aus der Weg zum Wort-, Formen- und Lautbestand des Namengutes viel leichter und sicherer zu finden ist als zu Meyers Zeiten. Was die älteste galloromanische Namenschicht betrifft, so hat uns Hubschmieds tiefschürfende Forschung einen zwar noch nicht vollständigen, aber doch festen Boden geschaffen. Was den sachlichen Teil der Forschung anbelangt, sollten wir inzwischen gelernt haben, die heimatliche Landschaft und Natur mit schärferm Auge anzuschauen. Die folgenden Betrachtungen zu den seitherigen namenkundlichen Leistungen mögen daher nicht als bloße Kritik gewertet werden, sondern als Anregung zu neuem Schaffen mit bessern Mitteln und Wegen, mit erneuter Liebe zur heimatlichen Scholle.

Das Jahr 1908 hat endlich zwei gute Arbeiten gebracht. Im März hielt Emil Stauber in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich einen Vortrag über die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Töß, der als Sonderabdruck aus der „Neuen Zür-

---

[1]) „Gänter“ ist gleichbedeutend mit „Gatter“; vergl. Idiotikon II, 380.

cher Zeitung" erschien. Die Arbeit kann trotz einzelner Mängel der sprachlichen Behandlung methodisch als musterhaft bezeichnet werden. Stauber verlangt vom Flurnamensammler, daß er mit dem Gelände vertraute Leute frage und alle urkundlichen Quellen heranziehe, um das Namengut vollständig zu erfassen, daß er alle Örtlichkeiten aus eigener Anschauung kenne, daß er möglichst viel historischen Stoff zusammentrage. Indem Stauber so Geländebeschreibung und geschichtliche Beleuchtung vereinigt, ergibt sich ihm die natürliche Gliederung des Stoffes in sachlich zusammengehörende Gruppen und damit ein lebendiges, mit einer gewissen epischen Behaglichkeit gezeichnetes Bild vom Wesen und Werden seiner Landschaft. Einige sprachliche und siedelungsgeschichtliche Bemerkungen mögen dazu angebracht sein. Stauber verzeichnet drei untergegangene Siedelungen. Der Name „Walahusen" enthält sehr wahrscheinlich die Volksbezeichnung „Wal(a)ch" (vergl. unser „welsch" aus „walch-isch"), die sich in so vielen Ortsnamen erhalten hat und auf die keltoromanische Bevölkerung weist, die sich nach vielen andern Zeugnissen noch lange in die alemannische Zeit hinein erhalten hat. Daß die Siedelung gerade an der „Steig", der frühgeschichtlichen Straße lag, spricht wohl auch für ihr Alter. Bemerkenswert ist ferner das Weiterleben eines alten Siedlungsnamens Geilikon im Familiennamen Geilinger; nur ist dieser nicht Pluralform zu Geiling, sondern eben Ableitung von einer Nebenform des Ortsnamens, nämlich Geilingen neben Geilinghofen. Ganz gleich haben wir neben dem Ortsnamen Zollikon einen Familiennamen Zollinger. Töß hatte ein zweites zürcherisches „Höngg". Die Namenform des 9. Jahrhunderts „Ho(h)inga" bedeutet aber eher die auf der Höhe wohnenden Leute (vom Talgrund aus gesehen), als die Nachkommen des Siedlers namens Hoch. Die Ableitungssilbe „-ing" kann auch einfach die geographische Zugehörigkeit bezeichnen. So beruht der Name Seengen auf der Ableitung „Se(w)ingun", bei den Seeanwohnern, Schlattingen heißt bei den Nachbarn des „Schlatt" (Binsenried), Binzikon erklärt sich aus der sinngleichen Bezeichnung Leute am „Binz", Rütlingen aus Leute an der „Rüti". Auffallend bei der Form „Höngg" ist, daß sich darin die Nominativform erhalten hat, während „-ingen" den Dativ darstellt. Auf einen Abstecher ins Berner Oberland führt uns Staubers Versuch, den Namen

Niesenberg zu erklären. Stauber gibt eine alte Form „Jesenberg“, sieht in der neuen ein angewachsenes n (aus „in den Jesenberg“) und verweist auf den Berner Niesen, der im 14. Jahrhundert „Jesen“ heißt. Nun hat sich Hubschmied in seinem hochwertigen Büchlein „Über Ortsnamen des Amtes Frutigen“ mit diesem Namen beschäftigt. Er erkennt in diesem „Jesen“, wie in einem Alpnamen „Giesenen“ bei Kandergrund, alte volkstümliche Lautvarianten des Pflanzennamens Enzian, für den das Idiotikon, Bd III, 52, eine Reihe von mundartlichen Lautformen gibt. Zu ihnen fügt K. Stucki in seiner Mundart von Jaun noch eine sorgfältig erklärte Variante „Jessener“, die wohl den von Hubschmied angeführten alten Belegen des Bergnamens am nächsten steht. Eine ähnliche, französisch infizierte Form für Zürich anzunehmen, ist freilich sehr gewagt; das Idiotikon hat aus Zürich überhaupt keine Angabe für den Pflanzennamen. Da die Vermutung Staubers, „Jesen“ könnte zu „jesen“ (gären, schäumen) gehören und einen quellenreichen Berg bedeuten, ebenfalls unhaltbar ist, so bleibt der Tößer Niesenberg vorläufig in Nebel gehüllt[2]). Dunkel ist auch der Name „Chrugeler“ für einen alten Dorfteil, der im Mittelalter als „Krugeluntal“ bezeugt sein soll. Auf eine Form von 1650 „Krugental“ stützt Stauber die Annahme, der Name sei im Zusammenhang mit dem dortigen „Gätzibrunnen“ von Krug abzuleiten. „Chrueg“ ist aber mit „Chrugelen“ unvereinbar. Vielleicht darf man gerade in der Verbindung mit Tal an runde Geröllsteine, „Chrugele“ denken. Die Verkleinerung „Chrügeli“ ist übrigens für Zürich als Familien-, eigentlich Übername bezeugt (untersetzter, verwachsener Mensch, Idiotikon Bd III, 800). Nicht ganz richtig ist eine besondere Mundarterscheinung gesehen. Wenn ein altes „Kornberg“ heute „Chomberg“ heißt, so zeigt sich darin der vom Tößtal gegen Osten hin stark bemerkbare Schwund des r (man vergleiche „Äge(r)ten“, „Ste(r)neberg“, „Kennengült“ neben „Chernengült“); n ist vor b zu m assimiliert worden. Mit derselben Erscheinung erklärt Stauber auch den Namen „Hünler“ (mit dem Mißverständnis erregenden Gleitlaut in der üblichen Schreibung „Hündler“), der die Anhöhe bezeichnet haben soll, von der Hornsignale gegeben, „gehürnt“ wurde. „Rötel“ kann mit mittelhochdeutsch

[2]) Niesenberg heißt auch ein nördlicher Ausläufer des Aargauer Lindenberges.

„rötzel“, Verkleinerung zu „ro(t)z“ (Nasenschleim), mit dem Stauber „rooß“ (mürbe) verwechselt, nichts zu schaffen haben, sondern muß zu rot gehören (roter Boden?). „Adlerreben“ = Edelreben ist unmöglich (wohl Hausname), „Fuchsloch“ kann nur in dem Fall Fuchswald (alt „loch“, „lohes“) bedeuten, wenn o lang ist. Die Vermutung, „Güholz“ sei Holz des Gaugrafen, ist Phantasie; die Deutung von „Chäswis“ mit „Kiesewiese“ (schiedsrichterlich zugesprochene Wiese) ebenso. „Rüti“ ist nicht Fortsetzung von althochdeutschem „riuti“, sondern eine besondere schweizerische Ableitung aus dem Verb „rüten“, mit ursprünglich langem i; „Rüteli“, „Rütenen“, „Grüt“ sind nicht als „ähnlich lautende Worte“ oder mit H. Meyer als „damit zusammenhängende Worte“, sondern als Verkleinerung, Mehrzahl und Sammelform zu bezeichnen. Solche und andere schwache Punkte der sprachlichen Erklärung verraten den Nichtfachmann, vermögen aber den Wert der flüssig und anschaulich geschriebenen Darstellung nicht wesentlich zu beeinträchtigen[3]). Zum Namen Töß vergleiche man jetzt Hubschmied Vox romanica III (1938), S. 65.

Von derselben Art, aber noch gründlicher und gediegener besonders in sprachlicher Hinsicht, ist der als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur für 1909 erschienene stattliche Beitrag „Die geographischen und topographischen Namen von Winterthur“, von Dr. Alfred Ziegler. Anschaulich und überzeugend wird hier mittels des vollständig herangezogenen, zu einem beträchtlichen Teil untergegangenen Namengutes das alte Natur- und Wirtschaftsbild gezeichnet, aus dem besonders beachtenswert die Umwandlung der ehemaligen Ackerbaustadt in eine moderne Industriestadt hervorsticht. Mit der Anziehungskraft der städtischen Siedelung hängt es wohl zusammen, daß auch hier neben dem obengenannten „Höngg“ drei Siedelungen abgegangen sind, ein altes „Arlinghofen“, ein „Wolmanshusen“ und ein „Entlikon“, das als Flurname erhalten ist. Hervorgehoben sei die sorgfältige Art, wie Ziegler die Bedeutung der Bergnamen Brüel, Lindberg und Äschenberg herausarbeitet. Nachdem für diesen letzten die Bedeutung „Berg bei den Äschen“, d. i. Saatfeldern (man vergleiche den häufigen

[3]) In seiner „Geschichte der Gemeinde Töß“ (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1926) hat Dr. Stauber einen guten Teil seiner irrtümlichen oder gewagten Erklärungen berichtigt oder vorsichtiger gefaßt.

Namen Äsch) gesichert ist, sollte man die Schreibform der bodenständigen Sprechform anpassen, um das Durchdringen einer falschen Anlehnung an den Baumnamen Esche aufzuhalten. Zu den schlechten Schreibungen gehört auch die Namensform „Grüze", deren es neben richtigen „Grützen" auch anderswo gibt. Das Wort hat kurzes „ü" und darf von der (Hafer-)Grütze nicht getrennt werden; eine sandige Flur „Grützen" (mit dem richtigen -n) ist auch bei Ottikon und Seuzach hat eine „Grützenzelg". Irrtümlich ist die Erklärung Tegersee „See des Tegaro". Das in Namen häufige Eigenschaftswort „teger" findet sich zwar nicht in altdeutschen Schriftquellen, ergibt sich aber mit Sicherheit aus dem gotischen „digrs" (groß, dick). Verkehrsgeschichtlich und sprachlich bedeutsam sind die Namen „Dietweg" und „Dietsteg". Der erste bezeichnet ein Stück der Römerstraße von Zürich nach Pfyn und Konstanz, der zweite haftete an einem Eulachübergang. Die Zusammensetzung bezeichnet auch im süddeutschen Limesgebiet römische Wege; gewöhnlicher ist bei uns das gleichbedeutende „Herweg", bisweilen zu „Herrenweg" umgedeutet. Die Namen „Steig" und „Bergstegen" bringt Ziegler mit dem nördlichen Anschluß zur Hauptstraße in Verbindung, die, nördlich von Wiesendangen sichtbar, von Oberwinterthur über das heutige Deutwegquartier und die Breite durch den nördlichen Rand des Äschenberges führte, die Töß bei der Kemptmündung übersetzte und mit der obenerwähnten Tößer „Steig" die Höhe von Brütten gewann. Ein schönes Beispiel dafür, wie Flurnamen der Frühgeschichtsforschung die Wege weisen können. Der Name „Dietweg" hat auch eine merkwürdige Lautgeschichte. Nach Ziegler findet sich diese Urform in der Offnung von Oberwinterthur. Schon im 14. Jahrhundert kommen aber die rein mundartlichen Schreibungen „Düpweg", „Tüppweg" vor, deren p das Ergebnis der Angleichung von t an w ist. In einer späteren Form „Tüttweg" ist die Assimilation vom Schreiber aus der Kenntnis der Urform wieder rückgängig gemacht worden. In der Zusammensetzung wurde der alte Doppellaut des Bestimmungswortes vom Volksmund entfärbt und vereinfacht und dann unter dem Einfluß des Lippenlautes zu ü, das dann von einem Schreiber ungeschickterweise wie ein langes ü behandelt und in „Deutweg" verschriftdeutscht wurde.

Zahlreicher sind die Arbeiten einer andern Art, die besonders als Beigaben von Ortsgeschichten erscheinen. Hier wird der Namenstoff in äußerlicher alphabetischer Ordnung, im besten Fall nebenbei nach gemeinsamen Grundwörtern und in sachlichen Gruppen aufgeführt, also mehr oder weniger losgelöst von topographisch-historischer Betrachtung. Anstatt des Ortes und der Sache tritt das Wort in den Vordergrund, dessen Deutung aber oft mehr in der Luft hängt, als daß sie aus Boden und Vergangenheit herauswächst. Es ist klar, daß diese lose Form, auch wenn die Wortgeschichte gut wäre, nie so anschaulich und lebendig wirken kann, daß sie überdies unter der ungewohnten Hand von Nichtfachleuten leicht zur Formlosigkeit ausartet.

Zeitlich und in Hinsicht auf den Wert steht weitaus an der Spitze solcher Darstellungen das Kapitel über die Orts- und Flurnamen in „Das alte Zollikon", von Alexander Nüesch und Dr. Heinrich Bruppacher (Zürich 1899). Wenn Bruppacher auch erklärt, sein Stoff sei „weder räumlich noch zeitlich vollständig", er sei auch nicht in der Lage, alles zu erklären, so ist dieser Beitrag des Sprachwissenschafters und ehemaligen Redaktors am Schweizerdeutschen Wörterbuch doch hoch einzuschätzen. Er gibt, was zwar bei einem Sprachwissenschafter selbstverständlich ist, aber leider nicht bei den Lokalforschern, die Namen in der lebenden mundartlichen Form. Jedem fügt er Angaben über Lage und Bewirtschaftung, oft auch geschichtliche oder volkskundliche Notizen bei oder verweist auf die vorangehende ortsgeschichtliche Darstellung. Aus archivalischen Quellen werden die Namen reichlich belegt. Einige Einzelheiten aus dem mannigfaltigen Bild verdienen näher ins Licht gerückt zu werden. „Stein" in Flurnamen deutet, wo es sich nicht um Burgen handelt, auf Findlinge aus der Gletscherzeit. Bruppacher beschreibt zunächst den mächtigen „Fuchsstein" und nennt dann den schon 1403 erwähnten „Fanstein", der jetzt „Foststein" oder „Mörselstein" genannt werde. Eine Erklärung vermag er nicht zu geben. Sie scheint mir nicht weitab zu liegen. „Fan" ist wahrscheinlich zusammengezogen aus „Fahen"; dieses ist der Wessenfall zu altdeutschem „vohe" (Füchsin), mit dem bekannten Lautwandel der Seelandschaft von kurzem o zu a, der bei Bruppacher auch aus alter Zeit gut belegt ist (vergl. „Hof – Haf", „Mos – Mas" schon

im 15. Jahrhundert; „Forbach“, mundartlich „Farpech“, 1634 „Farenbach“; „Hasenbart“ am Wehrenbachtobel aus „-bort“). Dieses alte „Fa(he)nstein“ wurde, lautgeschichtlich wohl erklärbar, zu „Vosten“, einer Form, die im 16. Jahrhundert erscheint, und weiter zu „Fost“ (mit langem o) reduziert. Das infolge seiner Unbetontheit verdunkelte und verloren gegangene Grundwort wurde aber, da es sich eben um einen bekannten Stein handelte, wieder aufgefrischt und so die sonderbare Form „Foststein“ gebildet. „Mörselstein“ mag er genannt worden sein, weil er mörserförmig vertieft ist; in der mit Erde angefüllten Vertiefung des Fuchssteins soll ja sogar ein Nußbaum gewachsen sein. Unter den Blöcken wird das langgeschwänzte Räubergeschlecht sichern Unterschlupf gefunden haben. Die „Vohe“ kommt in Flurnamen nicht selten vor; bei Horw (Luzern) heißt ein Heimwesen jetzt „Fon(d)len“, urkundlich „Vonloch“; der auf einem Siegfried-Blatt zwischen Seebach und Glattbrugg verzeichnete Name „Fuhloch“, der auf einer andern Auflage zu „Frohloch“(!) verpfuscht ist, heißt wahrscheinlich dasselbe. Jahrtausende altes stilles Wirken der Mutter Natur und ihrer pflanzlichen, tierischen und menschlichen Kinder! Die aus dem Naturerlebnis des alten Volkes rein zufällig erwachsenen Flurnamen bewahren die Erinnerung daran oft bis in geheime Einzelheiten. Darin liegt ihr Reiz für den heimatlich und naturfreudig gesinnten Menschen. Die zähe am Ort haftende Volkssprache der Flurnamen hat auch eine Art erratischer Steine aus versunkenen Zeiten hinübergerettet mit dunklen Gängen und Schlupfwinkeln. Ihnen nachzuspüren, bildet den Reiz der Forschung. Dabei können nicht nur leichtfertige, sondern gelegentlich auch ernste Forscher zu Deutungsmitteln greifen, die zu weitab liegen und unnatürlich wirken. Das beste wird immer sein, man halte sich an den bodenständigen Wort- und Namenschatz, wie ihn der große Speicher des Schweizerischen Idiotikons bietet. Zwei harmlose Fälle von etwas gewagten Deutungsversuchen finden sich unter diesen Findlingsbezeichnungen. „Blassenstein“ und „Werdenstein“ stellt Bruppacher zu altdeutschen Personennamen. Die erste ließe sich ungezwungener als Stein mit einer „Blasse(n)“ (vergl. Idiotikon V, 151), einem hellen Fleck, verstehen. Auch beim 1437 genannten „Werdenstein“ liegt der Gedanke an das Eigenschaftswort „werd“, jetzt wert, das mit

Stein in anderer Bedeutung auch den Burgnamen „Werdenstein“ bildet, entschieden näher. Den alten Namen „Salenstein“ stellt Bruppacher wohl mit Recht zum alten Baumnamen, der sich in „Salweide“ verdeutlicht findet, und meint dazu, er hange wohl mit dem Namen des „Salster“ zusammen. Die Sache verhält sich offenbar folgendermaßen: Wie „Vonstein“ zu „Fosten“ geworden ist, so konnte sich aus „Sal(en)stein“ „Salsten“ ergeben. Der Wald bei diesem Findling wurde als „Salster“ bezeichnet, genau wie der Rebberg beim Esch (der Zelg) der „Öscher“, ein Gelände mit Haselstauden der „Hasler“ geheißen wurde. Bruppacher läßt weiterhin einen Namen „Sost“, auch „Sosten“ und „Soster“ für Äcker oberhalb des „Sunnenbergli“ im Hinterdorf unerklärt. Die analogen Formen „Fosten“ und „Fost“ (beide Gruppen mit langem o) drängen den Gedanken auf, es liege das verdunkelte Ergebnis eines alten „Sunnstein“ vor, der mit dem „Sunnenbergli“ zusammenhänge. Man darf nicht übersehen, daß die dem alten Volk unerklärbaren Blöcke von allerlei geheimem Glauben und Brauch umwoben wurden; darauf deutet auch der „Chaltenstein“. Es wäre eine sehr lohnende Aufgabe, diese Findlingsnamen eines weitern Gebietes geologisch, sprachlich und volkskundlich zu untersuchen.

Der beste Schlüssel zum Verständnis der Flurnamen ist die sorgfältige Beobachtung und Vergleichung eines möglichst großen Stoffes und zwar in sprachlicher wie topographisch-sachlicher Hinsicht.

Ein Überbleibsel anderer Art: Wer würde ahnen, daß die Namen „Deistenwis“ und „Deistenbrünneli“ das Andenken an die Gerichtsstätte des Reichsvogts über die Höfe von „Truchtilinhusen“ bewahren, in deren Nähe Kapelle und Galgen(büel) standen? Aus der Zusammensetzung Dingstatt wurde zunächst „Deistet“ durch den selben Lautvorgang, wie er sich im Zolliker Flurnamen „Walheist“ aus Waldhengst (Ameise), in „Pfeiste“ aus Pfingsten, in „Eistringe“ aus Engstringen zeigt. Dasselbe Zeugnis alter Rechtspflege kommt auch vor bei Ettenhausen (nebst „Galgenholz“ und „Bluetwisen“) und bei Bubikon in der Form „Deistig“, wo der Auslaut des tonlosen „-stet“ in ein g ausgewichen ist, wie in „Hostig“ (Hofstatt), „Hochsig“ (Hochzit). Sehr merkwürdig ist auch der Name Witellikon, mundartlich „Mitällike“. Das betonte ä beweist,

daß das a der urkundlichen Formen des 10. und 12. Jahrhunderts „Witalinchova, Witalinc(h)on“ einen Akzent trug. Dieser Ortsname kann nicht mit einem deutschen Personennamen Witalo gebildet sein, der den Stamm „witu“ (Holz) mit dem benachbarten Witikon gemeinsam hat, wie Bruppacher meint; denn ein a in tonloser Nebensilbe ist für jene Zeit undenkbar und eine Ableitung von dieser Betonung ist unmöglich. Zu einem Kurznamen Wito kann es eine Koseform Witilo geben. Wenn unser Ortsname diese enthielte, so müßte er aber „Witlike“ heißen. Wir müssen daher an eine deutsche „-ing“-Ableitung zum lateinischen Namen Vital(is) denken, ein wohl seltener, aber nicht unmöglicher Fall. Wie sollte ein Lehenmann des karolingischen Großmünsters nicht einen lateinischen Heiligennamen getragen haben? Der Name Vitalis findet sich übrigens zu Anfang des 12. Jahrhunderts in einem Totenbuch von St. Blasien. Frühgeschichtlich bedeutsam sind die Bezeichnungen „Herweg“ für die römische Straße Chur-Zürich, wofür seit dem 16. Jahrhundert „Landstraße“ erscheint; ferner „Mur“ an „einem der schönsten und dominierenden Punkte an der alten Heerstraße“, was mit Sicherheit auf eine römische Villenruine deutet. Der Name Wilhof, alt Wila- und Wilerhof, verdient mehr Beachtung, als Bruppacher ihm schenkt; denn eine Bedeutung „Hof mit Herberge“ fällt doch kaum in Betracht, da wir kein Wort „Wil“ in dieser Bedeutung haben. Es handelt sich eher um das lateinische villa oder dessen Ableitung villare, das in unsern „Wil“-Orten weiterlebt, also um eine spätrömische Siedelung. Ihr Name scheint dem deutschen „Truchtilinhusa“ gewichen zu sein, das nach Bruppacher früher den ganzen Zollikerberg (Wilhof samt Underhueb) umfaßte, heute aber von der Kartographie zur Mühle des Wehrenbachtobels abgedrängt ist. Im Zusammenhang der Siedelungsgeschichte ist auch der Name „Feufbüel“ ein wertvoller Zeuge, ein Genosse der vielen „Leberen“. Nur kann nicht die Rede sein von Grabhügeln der keltischen Pfahlbauer, denn die Pfahlbauer waren keine Kelten und hätten ihre Toten nicht so weit weg auf Waldhöhen bestattet; es handelt sich um Gräber der Hallstattzeit.

In einem namenkundlichen Anhang zum Büchlein „Geschichte eines Dorfes“ (Bachs) von Dr. E. Bolleter (Zürich 1921) wirken sich die Mängel der Darstellungsweise un-

angenehm aus. Daß der Verfasser Naturwissenschafter ist, mag die Unzulänglichkeit der sprachlichen Behandlung zum Teil entschuldigen. Er gibt weder die wirklichen Namenformen, noch verweist er auf das Idiotikon. Was für die sprachlichen Schwächen zu einem guten Teil entschädigen könnte, die topographische Beschreibung, das kommt zu kurz. Die etwas formlosen Worterklärungen werden mit einem Gleichheitszeichen angereiht und sind dermaßen abstrakt, oberflächlich und gewagt, daß man aus dem Ausrufs- und Fragezeichensetzen nicht herauskommt. Man glaubt in der Namenkunde nur, was einigermaßen bewiesen wird, und sachliche Argumente kann auch der Sprachunkundige finden. Immerhin muß man dem Verfasser für die reichhaltige Sammlung dankbar sein.

Mit der schönen Ausstattung des Buches „Kilchberg im Wandel der Jahrhunderte", von Gottlieb Binder (Kilchberg 1922) steht der Abschnitt über die Orts- und Flurnamen leider in keinem Verhältnis. Es fehlt ihm die Fühlung mit Volk und Scholle. Die Flurnamen sind sonderbarerweise nach der Zeit ihres urkundlichen Vorkommens „geordnet", wobei aber nicht klar wird, was heutige und was vergangene Namen sind. Schreibungen wie „im weißen Gütli", „Wiesengütlein", „Scheurli", „Kriesbern" (nach Binder vermutlich „Chriesibirre") stehen einem Heimatbuch schlecht an. Es genügt nicht zu sagen, der Name „Schoren" bedeute nach dem Idiotikon Fels, sondern es muß gezeigt werden, inwiefern eine wahrscheinliche Grundbedeutung „Hervor-, Aufragendes" bei der Stelle zutrifft (die Bedeutung der vielen vom Idiotikon, Bd VIII, 1204, verzeichneten Namen ist topographisch unabgeklärt). Wenn die Flur „Horlachen" als ein aus Reben und Baumgärten bestehendes Gut bezeichnet, der Name aber mit „Kotlache" übersetzt wird, so sollte diese Kluft irgendwie überbrückt werden. Eingangs des Buches ist die Rede von einem aufgefundenen Gräberfeld bei der Flur „Leberen". Im Namenverzeichnis ist dieses Wort mit „Hügel" übersetzt, wie auch bei Bolleter. Altdeutsch „(h)leo" (Dativ Mehrzahl „lewun") und „(h)lewari" bedeuten aber vor allem Grabhügel; daher die vielen Namen „Leuen", „Leberen", „Löberen", „Leweren", die von der vorgeschichtlichen Bodenforschung noch zu wenig beachtet werden. Die Erklärung „in der Muren" (Grundstück, in dem man beim Umgraben auf Gemäuer stieß), befriedigt

den Wissensdrang in keiner Weise; ebensowenig „im (!) Rothenburg“ (Erklärung unbekannt). „In der Burzelen“ (Rebhalde, wo unachtsame Leute „umbürzlen“) wirkt in doppelter Hinsicht komisch. „Tracht“ bei Kilchberg wie bei Brienz bedeutet Fischzug, Fischenz (lateinisch tractus), wie der Name des Städtchens Zug.

Das Büchlein „Die Ortsnamen der Pfarrei Wädenswil“, von Jakob Pfister (Wädenswil 1924) flößt Achtung ein durch die Sorgfalt, womit archivalische Quellen, sprachliche und namenkundliche Hilfsmittel ausgebeutet und zu Rate gezogen werden und der Geschichte der Fluren nachgegangen wird. Ungenügend ist die Ortsbeschreibung und unkritisch die Art, wie der Verfasser oft verschiedene Deutungsmöglichkeiten offen läßt. Von den vielen „oder“, „vielleicht“, „möglicherweise“, „wahrscheinlich“ hätten sich bei näherem Zusehen manche vermeiden lassen. Beim Flurnamen „im Äsch“ hat man nicht die Wahl zwischen dem Baumnamen Esche (aus dem alten Plural „eski“ zu „ask“) und dem alten häufigen Ackerbauwort Äsch, auch Esch (aus gotisch „atisk“, mittelhochdeutsch „ezzisch“, Saatfeld). Es kann nur das zweite in Betracht fallen, von dem die Familiennamen Escher (gesprochen Äscher) und Aeschmann (E-) abgeleitet sind. Der Name „Arnen“ (1483 „ze arnen“) kann wegen seines a nichts mit althochdeutsch „arin“, „erin“ (Hausflur, Tenne), ebenso wenig mit Arn, Ärn (Ernte) zu schaffen haben, oder gar mit Ärni aus Arnold. Es handelt sich höchst wahrscheinlich um eine alte Kontraktion des Baumnamens Ahorn im Plural, genauer aus dessen älterer Form Ahern, die noch nicht an Horn angelehnt und mit keinem Nebenton versehen war[4]). Daher auch die vielen „Arni“-Alpen (Sammelform) und der Name Orn bei Hinwil, ferner Arnholz auf Schönenberg. Das Idiotikon, Bd I, 161, gibt darüber keine Auskunft. Man darf aber von ihm nicht verlangen, daß es ein Namenbuch sei, dazu fehlt ihm das vollständige und zuverlässige Material. Denn was der Siegfried-Atlas bietet, ist beides bei weitem nicht. Überdies fehlt ihm vor allem die Möglichkeit der topographischen Beobachtung. Der Versuch Pfisters „Ufenau“ auf Grund der willkürlichen Latinisierungen „Hupinavia“,

[4]) Ein Beleg von 1279 im Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd V, S. 96, zeigt, wenn auch nicht die Ur-, so doch die unkontrahierte Form „in monte, qui wulgariter dicitur ahorn“.

„Ubinauvia“ als Au des Glarner Gotteshausmannes Huppan zu erklären, ist zu verwerfen, denn von „Hupin-“, „Ubin-“ führt kein lautgeschichtlicher Weg zum lebenden „Ufen-“. Es gibt keinen Grund, von der Erklärung des Idiotikons (I, 123) „obere Au“ abzugehen. Der Name „Hanegg“ am Bergvorsprung, um den sich die Hirzelstraße herumwinden muß, erklärt sich aus der Bezeichnung „an der hohen Egg“ mit dem bekannten Wandel von o zu a, der hier auch das ursprünglich lange, aber in der Zusammensetzung gekürzte o erfaßte. Der Name Senderholz ist ein Schreiberirrtum. Gemeint ist „'s än(d)er Holz“, das „enet dem Moos gelegene“. Vor der Zuflucht zu Förstemanns altdeutschem Personennamenbuch (Sandheri!) ist in diesem Zusammenhang abzuraten. Wer einen Flurnamen aus einem Personennamen oder einem Übernamen erklären will, hat die Pflicht, das Vorkommen des Namens in der Mundart oder in einheimischen Schriftquellen nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen, wie das Bruppacher im allgemeinen tat. Solche Namen werden kaum in die althochdeutsche Zeit zurückgehen. Wer klaren Einblick in Wesen und Wandel eines uns zeitlich und örtlich nahestehenden Namengutes gewinnen will, greift mit weit größerem Nutzen zu Socins klassischem Werk, dem Mittelhochdeutschen Namenbuch. Es geht auch nicht ohne weiteres an, heutige Taufnamen mit ihren vielen Kurzformen ins 13., 14. und 15. Jahrhundert zu versetzen. Solche Vorbehalte sind gegen manche Deutungen anzubringen, die übrigens oft von nebensächlichem Wert sind. Den Namen „Rutenen“ mit „Ruete(n)“ (Weidenrute) zu erklären, ist lautlich unmöglich[5]); „Mosen“ ist nicht altes Mosheim, sondern einfach Mehrzahlform wie „Felden“, „Rieden“. In der Erklärung von „Rotbach“ ließ sich Pfister von dem sonst nichts weniger als keltophilen Brandstetter beeindrucken, obschon er zunächst selbst den natürlichen Benennungsgrund ahnt. Schauen ist wichtiger als Deuten. Interessant hinsichtlich des Wechsels in der Benennung von Fluren und Bächen ist, was Pfister unter den Artikeln „Ort“, „Schoren“, „Ortbach“, „Schorenbach“, „Genslibach“ unterbringt; aber es ist schwer, sich daraus ein klares Bild zu machen infolge der Verzettelung des Zusammengehörigen, auch infolge der mangelhaften Beschreibung.

[5]) Er läßt sich möglicherweise aus dem Pflanzennamen „Ruten“ (Raute) erklären; vergl. Idiotikon VI, 1797.

Ganz verfehlt ist der Satz: „Der Bach (Schorenbach) heißt wohl so, weil er aus ragender Höhe in die Aa rinnt.“ Er kann nur so heißen, weil er an einer Flur „Schoren“ vorbeifließt, die nach ihrer Gestalt und Lage beschrieben werden sollte. Vor der Benützung einer in diesem Zusammenhang und auch sonst zitierten Schrift von Täuber ist zu warnen. Was über das Siedelungswort „wil“ gesagt ist, ist von der Sprach- und der Siedelungsforschung überholt. Daß die „Richtiswiler“ als die „Rechtswilligen“ gedeutet werden, ist ungewollt spaßig. Diese paar Bemerkungen mögen zeigen, daß das reichhaltige Wädenswiler Büchlein mit Vorsicht zu benutzen ist. Neben einem untergegangenen Siedelungsnamen „Lutringen“ seien schließlich noch zwei auffallende lautgeographische Erscheinungen hervorgehoben. Am Zürichsee gilt jetzt wie in der Ostschweiz die Lautform „tüf“. Der „Teufenbach“ beweist aber, daß das west- und innerschweizerische, auch glarnerische „teuf“ früher auch hier herrschte[6]). Während es im Namen isoliert war und so erhalten blieb, mußte es in der freien Sprache dem von Osten vordringenden „tüf“ das Feld räumen. Ein weit vorgeschobener Posten einer für das „Höchstalemannische“ charakteristischen Lauterscheinung stellt auch der Name „Beichlen“ dar, der sich aus „Bänchlen“ (Felsbänder, Geländeabsätze), einer Verkleinerungsform im Plural zu Bank, erklärt. Dieses Wort tritt in einem großen südwestlichen Teil unseres Landes als „Baach“, „Bouch“, „Boich“ u.ä. auf. Die Erscheinung ist östlich davon nur noch in Namen erhalten, im Entlebucher und Zuger Bergnamen „Beichlen“, in innerschweizerischen (auch glarnerischen) Flurnamen „Wi(c)hel“ (Winkel), und einigen alpinen Namen „Treichi“ (Tränki).

Das Heftchen „Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Höngg“, von Dr. Heinrich Großmann ist deswegen sehr verdienstlich, weil er aus warmem Verständnis für dessen kulturhistorische Werte auf Grund mündlicher Nachfrage und aus archivalischen Quellen ein bedeutendes Namengut zusammenträgt, das auch von städtischer Siedelung verdrängt wird. Großmann bekennt sich in Erkenntnis der großen Schwierigkeiten der sprachlichen Erklärung als Nichtfachmann. Wo er aber Fachmann ist, in der Geländekenntnis, im Landschafts-

[6]) Hier stimmt die Mundartform tatsächlich mit der Schreibform überein, im Gegensatz zum eingangs erwähnten „Tüffen – Teuffen“.

erlebnis, läßt er sich leider zu wenig zu Worte kommen. Sein Namenverzeichnis leidet an der bekannten Unechtheit. Wenn er meint, für „die seit 1850 von Topographen verbrochenen Fehlschreibungen“ sei in Höngg kein Beispiel zu nennen, so ist das wohl nur im gröbsten Sinn richtig. Fehlschreibung ist alles, was die Namen aus ihrem Heimatboden, der Mundart loslöst und lautlich und formal Gleichartiges auseinanderreißt. Übrigens sind z. B. die Namen „Esthürli“ (statt „Eschtürli“), „Esthenmatt“ („Es(ch)termatt“) doch wohl falsch geschrieben. Wozu „Ägerten“ und „Egerten“, „Waid“ und „Weid“, „Chämi“ und „Kappeli“, „Kilchen“ und „Kill“ (!), „Lehen“, „Lechen“ und „Lee“ voneinander trennen? Auch der Nichtfachmann kann sein Material in guter Form bieten, wenn er aus erster Quelle schöpft und nicht papiergläubig ist. Was nur urkundlich erhaltenes Namengut ist, ist in der Darstellung kaum zu erkennen. Offenbar alte Namen wie „Krumbin“, „Wolfzangin“ verlangen Zitierung eines Satzzusammenhanges und Quellenangabe. Die Bedeutungsangaben sind zu abstrakt, zu dürftig, häufig nicht überzeugend oder gar kühn, zum Teil auch allzu formelhaft. Großmann empfindet offenbar selbst auch das Unbefriedigende dieser Aufreihung; er läßt daher den Stoff in sachlich zusammengehörigen Gruppen nochmals vorüberziehen. Aber diese Doppelspurigkeit ist weder schön, noch vermag sie das Landschafts- und Kulturbild lebendig und faßbar zu gestalten. Daß Großmann aber das Ziel aller Ortsnamenforschung wohl kennt, beweist er mit dem Satz: „Während ja eigentlich mit der Sammlung, Sichtung, Kartierung und Erklärung der Flurnamen nur eine Vorarbeit geleistet ist, so harrt erst mit den Schlüssen auf Besiedelung, Bewaldung und Verteilung der Kulturarten die eigentliche Aufgabe der Flurnamenforschung in Verbindung mit Geschichte und Archäologie ihrer Lösung“. Im Schlußabschnitt seines Schriftchens macht Großmann bemerkenswerte Ansätze zu solcher Betrachtung, die sich natürlich erst auf einem weiter gezogenen Gebiet richtig auswirken kann. Die Bodenforschung wird sich die Namen „Leweren“, „Steimuracher“ und „Heidenholz“ (das zu Heizenholz entstellt sein soll) merken müssen.

Das 3. Jahresheft von 1938 des Unterländer Museumsvereins bringt einen Aufsatz von Dr. Heinrich Großmann: „Unsere Orts- und Flurnamen im allgemeinen“, der wiederum

vom Wissensdrang des Verfassers nach den „stillen Schönheits- und Geisteswerten aus dem Heimatboden“ Zeugnis ablegt, ferner die gekürzte Wiedergabe eines Vortrages, den Sekundarlehrer Reinhold Frei über die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Regensdorf im geographischen Seminar der Hochschule gehalten hat. Die eher volkstümliche als wissenschaftliche Arbeit läßt gerade in geographischer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Die Namen werden in Bedeutungsgruppen zusammengestellt, aber meist ohne Verbindung mit ihrem Standort, ohne Geländebeschreibung. Der „Güllenacher“ steht sicher nicht im Zusammenhang mit der Düngung, sondern ist wohl eine Flur, in oder bei der sich bei nassem Wetter eine Wasserlache bildet (vergl. Idiotikon, Bd II, 222). „Langfuren“ ist nicht ein Acker, auf dem mit dem Pflug lange Furchen gezogen werden können, sondern ein lang sich hinziehender, nicht allzu hoher Hang, wie die vielen andern „Furen“, „Hohfuren“ (vergl. Idiotikon I, 937). Auch hier leider mehr Wortdeutung als Geländeforschung. Die Bezeichnungen „Leberen“, „Muleselgäßli“, „Straßächer“, „Baderweg“ verdienen die Aufmerksamkeit der Bodenforscher.

Eine Reihe von Ortsgeschichten berührt Namenfragen nur im Vorübergehen. Man fahndet mit Vorliebe etwa nach den Namen alemannischer Sippenhäupter, verzeichnet oder deutet meist oberflächlich oder auch phantastisch einige „interessante“ Namen oder wiederholt ohne Prüfung Meyers Angaben. Jakob Stelzer in seiner Geschichte der Gemeinde Meilen und Dr. Emil Stauber in der Geschichte der Kirchgemeinde Andelfingen schenken freilich der wesentlichen Siedelungsfrage der „Wil“-Orte einige Aufmerksamkeit. Es muß gegenüber diesen Ortsgeschichten gesagt werden, daß man an ihnen die Wurzeln, den Unterbau schmerzlich vermißt. Denn die reichsten und tiefsten Aufschlüsse über Wesen und Werden der Siedelungslandschaft, über das Wirken unserer Altvordern, die „stillen Schönheits- und Geisteswerte“ der Heimat sind doch im Namengut geborgen. Es sollte keine Ortsgeschichte geben, die nicht wenigstens das Namengut gründlich aus dem Volksmund sammelt und topographisch festlegt und beschreibt.

An dieser nicht sehr reichen Ernte von neun Jahrzehnten fällt auf, daß nur einmal eine Aufgabe von einem Sprachwissenschafter angefaßt wurde; ein karger Arbeitsbeitrag auf einem

Felde, dessen Grund altes, wertvolles Sprachgut bildet. Freilich müssen aus diesem Stoff mannigfaltige Bilder herausgearbeitet werden, geographische, geschichtliche, naturkundliche, wirtschaftliche, volkskundliche neben den sprachgeschichtlichen. Der Namenforscher hat nicht bloß mit den besondern Schwierigkeiten eines uralten, verdunkelten Stoffes zu kämpfen, sondern er muß sich auch auf verschiedene andere Forschungsgebiete begeben, Sprachforschung, Urkundenforschung mit Sachforschung verbinden. Diese weiten Ansprüche mögen der Hauptgrund dafür sein, daß so selten ein Wissenschafter mit dem ganzen Rüstzeug an eine solche Arbeit herantritt. Ziegler und Stauber haben gezeigt, wie man auch von der Geschichte her gute namenkundliche Beiträge schaffen kann, die namentlich für die heimatkundliche Bildung in Schule und Volk fruchtbar sein können. Die übrigen Beiträge konnten nicht recht geraten, weil ihre Verfasser schon den Weg zu den Erkenntnisquellen, zum Erfassen von Form und Gehalt des Stoffes nicht genügend kannten oder in der Darstellung keine glückliche Hand hatten. Eine aus so vielen kleinen Einzelheiten und verschiedenen Arbeitsvorgängen zusammengesetzte Sache wie Ortsnamenforschung und -Erklärung verlangt unbedingt Gestaltung und Form.